

Urszula Topczewska

Paulusbriefe als Diskurs : zur pragmalinguistischen Analyse der paulinischen Texte

Collectanea Theologica 71/Fasciculus specialis, 67-99

2001

Artykuł został zdigitalizowany i opracowany do udostępnienia w internecie przez Muzeum Historii Polski w ramach prac podejmowanych na rzecz zapewnienia otwartego, powszechnego i trwałego dostępu do polskiego dorobku naukowego i kulturalnego. Artykuł jest umieszczony w kolekcji cyfrowej bazhum.muzhp.pl, gromadzącej zawartość polskich czasopism humanistycznych i społecznych.

Tekst jest udostępniony do wykorzystania w ramach dozwolonego użytku.

URSZULA TOPCZEWSKA

PAULUSBRIEFE ALS DISKURS. ZUR PRAGMALINGUISTISCHEN ANALYSE DER PAULINISCHEN TEXTE

Die briefliche Kommunikation hat eine weit in die Antike hineinreichende Tradition. Die Tradition entwickelte sich in zwei Richtungen: Einerseits fand der Brief allmählich immer größere Anwendung als Gebrauchstext (in Funktion von Petition, Memorandum, Empfehlungs-, Mahnungs-, Anweisungs oder Mitteilungstext, selbst verschiedene Handelsverträge sind als Briefe verfaßt worden), andererseits etablierte sich die Briefform bei solchen Autoren wie Platon, Epikur, Horaz und Seneca zu einer literarischen Gattung. Briefe bildeten aber im Grunde genommen eher eine Randerscheinung in der schriftstellerischen Tätigkeit der meisten Autoren der vorchristlichen Antike; erst bei frühchristlichen Autoren kommt der Briefform eine besondere Stellung zu.

Die christliche Brieftradition beginnt eigentlich mit dem Apostel Paulus¹, der sich ausschließlich der Briefform bediente, wenn er seine Gedanken schriftlich verfassen wollte. Er fing mit der für das Altertum im allgemeinen unkonventionellen Anwendung der brieflichen Kommunikation an, indem er die Briefe zur Verbreitung religiöser Inhalte und zum Teil auch zu einer religiösen Polemik nutzte. Zwar wurden im griechischen Kulturkreis bereits früher Beispiele für eine Anwendung von Briefen in einer ideologischen oder politischen Auseinandersetzung bekannt, wie es der Fall von Aristoteles' Briefen zeigt², doch im Prinzip waren Briefe in

¹ Stowers weist darauf hin, indem er betont: „Paul, the Hellenistic Jew, provided the most important models for Christian letters until Gregory of Nazianus and Basil become the most imitated letter writers in the Byzantine church“, S.K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, Philadelphia 1986, S. 41

² Näheres zur Entstehungsgeschichte der uns bekannten aristotelischen Briefe vgl. H. Koskenniemi, *Studien zur Idee Und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr.*, Helsinki 1956, S. 25

der hellenistischen Kultur als Ausdruck freundschaftlicher Beziehungen zwischen Briefabsendern und -empfängern angesehen³. Zugleich ist aber festzustellen, daß, während sich der Brief als selbständige literarische Gattung durchsetzte, er nicht nur verschiedene formale Ausprägungen erfuhr (als Epistel, Briefgedicht, Briefroman oder Minnebrief), sondern daß sich auch die pragmatische Funktion der Brieftexte änderte. Damit wurden sowohl neue Briefarten wie auch neue Typen brieflicher Diskurse erzeugt. Einer von ihnen begann gerade mit den Paulusbriefen, deren funktionale Besonderheiten im folgenden erörtert werden sollen.

Der Diskurs-Begriff ist hier weder im philosophischen Sinne (wie z.B. bei Habermas) noch im literaturwissenschaftlichen Sinne (etwa als auktorialer Diskurs) gemeint, sondern als ein durchaus genuin sprachwissenschaftlicher Terminus bedeutet er hier jede Form der sprachlichen Interaktion (also nicht nur die mündliche – wie es in den konversationsanalytischen Arbeiten häufig behauptet wird), die sowohl im privaten als auch in einem institutionellen Bereich auftreten kann⁴. Der Diskurs läßt sich somit als die Verwendung von Sprache in einer sozialen Interaktion definieren, wobei auch jede potenzielle interaktive Sprachverwendung (wie etwa ein Monolog) hier mitgemeint ist.

Wenn Diskurse genauso wie Texte auf alle mündlichen als auch auf die schriftlich fixierten Spracherscheinungsformen angewendet werden, bedeutet dies nicht, daß die beiden Termini in der Linguistik synonymisch oder abwechselnd gebraucht werden können. Der entscheidende Unterschied zwischen ihnen liegt in verschiedenen Untersuchungsperspektiven, die sie implizieren. Die Texte können auch isoliert untersucht (die sog. textimmanente Analyse) oder aus dem Standpunkt eines historischen bzw. eines intertextuellen Sprachvergleichs erforscht werden. Der Diskurs-Terminus fordert dagegen immer das Einbeziehen eines kommunikativen Rahmens in die linguistische Analyse. Den kommunikativen Rahmen eines Textes bildet zum einen der soziokulturelle Kontext, in

³ Für Demetrius, der in *De elocutione libellus*, Stuttgart 1967, S. 223-235 seine brieftheoretischen Überlegungen geäußert hat, ist Brief immer ein Freundschaftsbrief.

⁴ Zu verschiedenen Ansätzen einer Diskurslinguistik vgl. G. Brünner, G. Graefen, *Einleitung: Zur Konzeption der Funktionalen Pragmatik*. in: ders., *Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der Funktionalen Pragmatik*, Opladen 1994.

dem der Text entstanden ist, d.h. seine Intertextualität im breiteren, auch kulturellen Sinne⁵ sowie das soziale Rollenverhalten⁶ des Textproduzenten und seiner Rezipienten; andererseits gehört hierzu der situative Kontext (d.h. die zeitlich-räumliche Situiertheit) der durch den Text hergestellten Kommunikation⁷. Neubert konnte daher vom Diskurs als textueller Kommunikation (d.h. Kommunikation mittels Texte) sprechen⁸ und ihn die höchste linguistische Einheit nennen⁹, als er diesen methodologischen Unterschied zwischen einer Diskursanalyse und Textanalyse (ferner zwischen Diskurs- und Textlinguistik) explizit zum Ausdruck bringen wollte.

Indem die Diskursforschung Strukturen und Organisationsprinzipien der sprachlichen Kommunikation in ihrem breiten kontextuellen Zusammenhang untersucht, zielt sie auf die Feststellung von konventionalisierten Regularitäten und wiederkehrenden sprachlichen Mustern (Diskursarten), die in den jeweiligen Sprechhandlungen (Diskurstypen) verwendet werden. Entsprechend geht es im vorliegenden Aufsatz um eine Darstellung der in der hellenistischen Antike vorkommenden Brieftypen (und zwar unter Berücksichtigung eines breiten soziokulturellen Hintergrunds), um dann den kulturellen Erfahrungshorizont Paulus zu skizzieren und die paulinischen Briefe mit den damaligen konventionellen Mustern brieflicher Kommunikation zu konfrontieren.

Die Epistolographie im griechisch-römischen Mittelmeerraum

In der griechisch-römischen Welt waren Briefe das einzige Mittel direkter Kommunikation zwischen entfernt voneinander leben-

⁵ Zumal eigentlich in jedem Text (in der Form wie auch im Inhalt) kulturelle Erfahrungen seines Autors zum Ausdruck kommen.

⁶ Unter sozialer Rolle ist hier die aus dem sozialen Status einer Person resultierende, im gegebenen Kommunikationsakt für jeden Kommunikationspartner jeweils neu aktualisierte soziale Position (wie etwa Vater, Geschäftsmann, Lehrer u.ä. – je nachdem, mit wem und unter welchen Bedingungen die Kommunikation stattfindet) zu verstehen. Auf die soziale Rolle lassen sich z.B. manche variable (eben rollengesteuerte) Ausprägungen des individuellen Stils zurückführen.

⁷ In der historisch-kritischen Exegese wurden diese kommunikationsrelevanten Faktoren als „Sitz im Leben“ einigermaßen erfaßt.

⁸ Vgl. A. Neubert *Diskurs über den Diskurs. Neue Denkanstöße in der Sprachwissenschaft oder zur Gegenstandbestimmung in der Linguistik*, Berlin 1987, S. 8.

⁹ Vgl. ebd. S. 5, Texte sind in dieser Hinsicht Diskurseinheiten.

den Personen, und wie die reichen Funde von Briefen auf Papyrus beweisen, war der Briefwechsel bereits vom Beginn der hellenistischen Zeit an keine Seltenheit. Die ältesten Papyri bezeugen sowohl die Geschäfts- und Amtskorrespondenz als auch die private Briefkommunikation¹⁰. Einen regen Briefverkehr brachte aber wohl erst die hellenistische Zeit.

Auch in den unteren sozialen Schichten gehörte dann die briefliche Kommunikation zur gewöhnlichen Alltagspraxis. Anlaß zum Briefschreiben gaben selbst die einfachsten Bedürfnisse des Lebens wie Handelsgeschäfte, Angelegenheiten des Privathaushalts, Sorge um abwesende Angehörige u.ä. Briefe wurden geschrieben, weil sie von Adressaten gewünscht waren oder sie entstanden aus eigenem Willen des Briefschreibers, um dem Adressaten eine Nachricht, einen Rat oder eine Belehrung zukommen zu lassen¹¹.

Den Privatbriefen¹² gegenüber stehen die sogenannten offenen oder öffentlichen Briefe, die von Staatsmännern, Philosophen oder Rhetoren an eine mehr oder weniger breite Öffentlichkeit (meistens an die Städte) geschrieben wurden und die aktuellen öffentlichen Angelegenheiten zum Thema hatten. Sie waren von Anfang an nicht nur für ihre Adressaten, sondern für einen größeren Empfängerkreis bestimmt und da sie sich dem konventionellen Rahmen der Briefkommunikation entzogen haben, wurden sie von Deissmann¹³ auch „unechte Briefe“ genannt (im Unterschied zu den „echten“ Privatbriefen).

Eine dritte Gruppe der antiken Briefe bilden die literarischen Briefe (auch Kunstbriefe oder Epistel genannt), die hauptsächlich im Hinblick auf eine mögliche bzw. beabsichtigte Veröffentlichung entstanden (z.B. die lebendigen, aber auch bewußt stilisierten

¹⁰ Vgl. dazu H. Koskenniemi, *Studien zur Idee Und Phraseologie des griechischen Briefes*, S. 18.

¹¹ Vgl. H. Probst, *Paulus und der Brief*, Tübingen 1991, S. 102).

¹² Mit dem Terminus werden meistens alle Geschäfts-, Familien-, aber auch Amtsbriefe genannt, weil sie die Kommunikation zwischen Einzelpersonen ausmachten. Dazu zählt man auch die sog. philosophischen Briefe (von Philosophen an ihre Schüler betr. verschiedener Unterrichtsangelegenheiten geschrieben), die ihrem primären pragmatischen Zweck nach auch im Rahmen einer solchen Kommunikation stehen, vgl. D. Trobisch, *Die Entstehung der Paulusbriefeansammlung. Studien zu den Anfänger christlicher Publizistik*, Göttingen 1989, S. 85.

¹³ Zur Unterscheidung von Privatbrief und öffentlichem Brief vgl. A. Deissmann, *Prolegomena zu den biblischen Briefen und Episteln*, in: *Bibelstudien*, Marburg 1895, S. 190-193.

Briefe Senecas, Plinius oder Heroides). Zu einer literarisch benutzten Form wurde der Brief bereits in der hellenistischen Zeit und mußte sich auch im folgenden einer gewissen Beliebtheit erfreuen, wenn sogar philosophische Abhandlungen in Form der Kunstbriefe geschrieben wurden (das bekannteste Beispiel dafür stellen *Ad Lucilium epistulae morales* von Seneca dar). Eine Abart literarischer Briefe bilden die sogenannten fiktiven Briefe (oder Fälschungen), die im Altertum (aber auch später) unter dem Namen einer berühmten historischen Persönlichkeit verfaßt und meistens auch an fiktive Adressaten gerichtet worden sind¹⁴.

Bei der Unterscheidung dieser drei oben genannten Briefftypen¹⁵ bedient man sich eines funktionalen Kriteriums, das zum einen auf die Bedingungen der jeweiligen kommunikativen Situation zurückgeht (Privatbrief mußte wesensmäßig verschickt werden; offener Brief konnte vom Schreiber dem Adressaten auch persönlich überreicht werden, ohne daß die Funktion des Briefes dadurch geändert wurde; bei Kunstbriefen war die Übergabe unwichtig, wenn auch nicht sogar unmöglich¹⁶), und zum anderen sich auf die Art der im Brief vermittelten Informationen bezieht (die vorübergehend bedeutsamen und für Einzelempfänger bzw. für einen begrenzten Empfängerkreis gültigen Informationen kennzeichnen den Privatbrief, die überzeitlichen und ganze Generationen angehenden Themen sind den Kunstbriefen oder Episteln eigen, und die Schnittstelle dazwischen ist den offenen Briefen zuzuweisen).

Was die binäre Unterscheidung zwischen Privatbrief und Epistel anbelangt – so wie sie von Deissmann vorgeschlagen wurde – wird sie heutzutage meistens abgelehnt¹⁷. Bereits Wendland hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Grenzlinie zwischen „echtem Brief“ und Epistel nicht zu scharf gezogen werden dürfe¹⁸. Thraede wirft Deis-

¹⁴ Die Fiktivität wird in der modernen Literaturwissenschaft eindeutig zu den Literarizitätsmerkmalen gezählt.

¹⁵ Die Unterscheidung geht auf O. Röller, *Das Formular der paulinischen Briefe: Ein Beitrag zur Lehre vom antiken Brief*, Stuttgart 1933 zurück, wobei Röller noch eine vierte Gruppe der in Briefform abgefaßten Urkunden von anderen Geschäftsbriefen abgrenzt.

¹⁶ Vgl. dazu D. Trobisch, *Die Entstehung der Paulusbriefeansammlung*, S. 87.

¹⁷ Vgl. ihre kritische Darstellung aus exegetischer Sicht in W. G. Doty, *Letters in Primitive Christianity*, Philadelphia 1983, S. 183-192.

¹⁸ Vgl. P. Wendland, *Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum*, Tübingen 1912, S. 344.

smann vor, er werte als Mischform und „Entartung des Briefes“ gerade das ab, was in der Antike als „Epistolographie im eigentlichen Sinne galt: den Freundschaftsbrief, der weder „rein“ literarische Form noch „rein“ sprudelnde Natürlichkeit“ ist¹⁹. Kritikbedürftig sind jedoch vor allem Kriterien, nach denen Deissmann seine Unterscheidung durchführen wollte: Der Privatbrief sei rein persönlich, unliterarisch, unkünstlich, „wirklich“, spontan geschrieben, um konkrete Informationen mitzuteilen; Epistel sei unpersönlich, literarisch, künstlich, konventionsmäßig und für die Nachwelt geschrieben²⁰. Koskenniemi hält diese Gegenüberstellung von antiker Epistel und antikem Privatbrief für inadäquat, weil sie eben in der Antike so gut wie unbekannt war. Im Altertum sollen die Grenzen zwischen privatem Schriftstück und Literatur viel fließender gewesen sein als in den Zeiten des Buchdrucks. Folglich sind nicht alle an die Öffentlichkeit gerichteten Episteln auch veröffentlicht worden, und umgekehrt wurden rein „private“ Briefe berühmter Autoren zu ihren Lebzeiten oder nach ihrem Tode herausgegeben. Gerade bei solchen Autoren wie Platon, Aristoteles, Epikur oder Plinius entstanden viele, eindeutig als Epistel klassifizierte Briefe ursprünglich als „echte“ und „persönliche“ Briefe, und erst durch ihre Veröffentlichung, d.h. durch ihre Herausnahme aus dem ursprünglichen kommunikativen Kontext, erhielten sie den Status literarischer Texte. Andererseits war der Gedanke einer Veröffentlichung der sogenannten privaten Briefe den gebildeten Schichten bereits in der hellenistischen Zeit nicht mehr fremd²¹, und daher konnte es durchaus möglich gewesen sein, daß auch die tatsächlich geführte Korrespondenz sorgfältig stilisiert, d.h. literarisch, kunstvoll und nicht zuletzt auch für die Nachwelt geschrieben wurde²².

¹⁹ K. Thraede, *Einheit – Gegenwart – Gespräch. Zur Christianisierung antiker Briefformen*, Bonn 1968, S. 11.

²⁰ Vgl. A. Deissmann, *Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt*, Tübingen 1923.

²¹ Vgl. H. Koskenniemi, *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes*, S. 27.

²² Koskenniemi vgl. ebd. S. 90, gibt noch folgende Erklärung für die auffällige Literarizität der sonst „echten“ Briefe: „Nun ist es (...) jedem, der die Sammlungen der (...) Epistolographen liest, klar, daß sie auch (und vermutlich sogar zum größten Teil) Briefe enthalten, die ursprünglich „wirkliche“ Briefe waren, wenn es auch nicht möglich ist, in jedem Einzelfall den Sachverhalt genau festzustellen. Bei solchen hochliterarischen Persönlichkeiten fließen Privates und Öffentliches ineinander, und auch in ihren Briefen vermischt sich die Grenze zwischen Natürlichkeit und Imitation“.

Koskenniemi hat eine eigene Klassifikation antiker Briefe vorgeschlagen, indem er zwischen sachlichem Brief (ledigliche Nachrichtenmitteilung), sachlichem Brief mit persönlichen Elementen (Nachrichtenmitteilung einschließlich Erhaltung einer Freundschaftsbeziehung) und persönlichem Brief (nur zur Erhaltung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Briefpartnern) unterscheiden wollte. Der Unterscheidung liegt die Gegenüberstellung von der sachlichen und persönlichen Korrespondenz zugrunde (die dritte Klasse stellt nur eine Mischform dieser beiden dar) und insofern liegt sie nahe einer Brieftypologie, die von Belke²³ aufgestellt wurde: „Idealtypisch betrachtet kann sich der Briefschreiber dem Partner, dem Gegenstand oder sich selbst vorrangig zuwenden. Daraus ergibt sich die Möglichkeit des partnerbezogenen appellativen Briefes, des sachbezogenen Mitteilungsbriefes und des autorbezogenen Bekenntnisbriefes“.

Belke differenziert noch weiter – im Vergleich zu Koskenniemi – innerhalb der persönlichen, d.h. auf die Kommunikationspartner bezogenen Korrespondenz, indem er zwischen autorenbezogenen und partnerbezogenen Briefen unterscheidet. Diese Spezifizierung entspricht dem Grundmodell zwischenmenschlicher Kommunikation und als solche stellt sie einen weitergehenden pragmatischen Klassifizierungsansatz dar. Dabei muß aber auch Belke die Tatsache einsehen, daß außer den von ihm erfaßten Typen brieflicher Kommunikation in der Wirklichkeit viel häufiger verschiedene Mischformen vorkommen.

Im Unterschied zu den hier vorgestellten, funktional ausgerichteten Klassifikationsversuchen von Briefen gab es – und zwar bereits in der Antike – die allein auf intentionalen Kriterien beruhenden Typologien, die in Berger dargestellt worden sind. Die Typologien sind auf die Erfassung der einem Brief zugrundeliegenden Illokutionen (d.h. der Senderintentionen) ausgerichtet und unterscheiden z.B. zwischen empfehlenden, tadelnden, zurechtweisenden, tröstenden, scheltenden, lobenden, gratulierenden usw. Briefen. Derartige Einteilungen der Briefe und somit der Typen brieflicher Diskurse haben sich besonders ergiebig für die rhetorischen Analysen brieflicher Schemata und Topoi erwiesen. Ergebnisse der rhetorisch

²³ H. Belke, *Literarische Gebrauchsformen*, Düsseldorf 1973, S. 142.

orientierten Untersuchungen lassen sich gut in die pragmatische Textanalyse integrieren (vgl. unten), aber allein sind sie nur im begrenzten Maße in der Lage, der Gesamtheit von jeweils typisch auftretenden kommunikativen Bedingungen Rechnung zu tragen²⁴.

Unabhängig von ihrer Einteilung weisen die überlieferten antiken Briefe eine relativ einheitliche formale Gestaltung auf. Die in jedem Brief vorhandenen Strukturelemente sind: Präskript mit abgeschlossenem Gruß, Briefhauptteil und Briefschluß²⁵. Indikatoren für die einzelnen Briefteile sind geprägte Übergangswendungen wie Gruß- und Dankformel am Anfang des Briefes, Mitteilungs-, Bestätigungs-, Mahnungs-, Eid- bzw. Vertrauensformel im Briefhauptteil, Schlußgrußformel (und ggf. Grußaufträge, Briefbitte oder Besuchswunsch) im Schlußteil²⁶. Die konventionellen Formeln sollten dazu beitragen, daß der Stil des Briefes zum einen elegant wirkt, zum anderen aber eingängiger erscheint als eine allzu erlesene Gelehrtensprache. Hinter dem formelhaften und nicht gehobenen Sprachstil sollte auch die feststehende, inhaltliche Gliederung des Briefes deutlich erkennbar sein. Im folgenden werden die einzelnen Briefteile kurz besprochen:

Das Präskript diene zunächst dem praktischen Zweck, Auskunft über Absender und Empfänger zu geben. Die dazu gebrauchte, in der 3. Person auftretende Formel (ὁ δεῖνα τῷ δεῖνι) geht auf den ursprünglichen Kontext brieflicher Kommunikation zurück, als der Brief als schriftliche Mitteilung einer mündlichen Botschaft sich die sprachliche Formel adoptierte, die sonst für die Zitierung mündlicher Aussagen gebraucht wurde. Selbst durch die

²⁴ Einzelne von den auf diese Weise aufgestellten Diskurstypen können nicht nur in recht unterschiedlichen kommunikativen Situationen vorkommen, sondern auch in einem einzigen Brief miteinander verbunden auftreten. Daher ist es äußerst schwierig selbst den kürzesten überlieferten Paulusbrief an Philemon eindeutig einem der einundzwanzig bzw. einundvierzig solchen Brieftypen (vgl. A. J. Malherbe, *Ancient Epistolary Theorists*, Atlanta 1988, S. 8-11) zuzuordnen; vgl. W. Schenk, *Der Brief des Paulus an Philemon in der neueren Forschung (1945-1987)*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Bd. 25.4, Berlin-New York 1987, S. 3439-3495, insbesondere S. 3446-3450.

²⁵ Die Dreiteilung des Briefes schließt nicht eine weitere, viel differenziertere Unterscheidung der konventionell geprägten und jeweils mit festen Formeln eingeleiteten Briefteile aus.

²⁶ Eine eingehende Beschreibung der konventionellen Formeln im griechischen antiken Brief geben F. Exler, *The Form of the Ancient Greek Letter of the Epistolary Papyri. A Study in Greek Epistolography*, Washington 1923 und J. L. White, *Light from Ancient Letters*, Philadelphia 1986.

spätere Einführung der Briefinskription, die ebenfalls eine Auskunft über Absender und Empfänger zu geben vermochte, ist die Eingangsformel erhalten geblieben, obwohl ihre grammatikalische Motivierung nicht mehr transparent war²⁷.

Seit der hellenistischen Zeit erscheinen im Präskript immer öfters Grüße, die aber erst im 1. Jh. v.Chr. zur Selbstverständlichkeit in Briefen aller Art gehören²⁸. Gegrüßt wird immer der Briefempfänger, aber auch andere Personen außer ihm können in den Gruß eingeschlossen werden, wobei in familiären Briefen die Personen häufig nicht mit Namen genannt, sondern kollektiv erfaßt werden. In den Familien- oder Freundschaftsbriefen waren die Grüße häufig zusätzlich mit Gesundheits- oder Wohlergehenswünschen bzw. Dankgebeten für die glücklich verbrachte Reise verbunden.

Der Briefhauptteil konnte je nach Briefart relativ frei und unterschiedlich gestaltet werden, wobei die anscheinend spontane und unreflektierte Gedankenführung auch eine geplante argumentatorische Vorgehensweise verrät. Selbst in relativ kurzen Privatbriefen auf den Papyri sind folgende, regelmäßig wiederkehrende Gliederungselemente im Hauptteil festzustellen: Einleitung, Schilderung des Problems, Folgerung (z.B. eine Anweisung, eine Bitte u.ä.). Ein solches argumentatorisches Grundschema kann im Brief auch mehrmals vorkommen, falls mehrere Angelegenheiten erörtert werden sollen. Dann beginnen auch die jeweiligen Hauptteilelemente mit entsprechenden konventionalisierten Formeln.

Der Briefschluß zeichnete sich wie der Briefanfang durch seine relative Kürze und Formelhaftigkeit aus. Als der formale Abschluß eines Briefes diente ein Schlußgruß oder –wunsch, dem sich auch andere Personen außer dem Briefsender anschließen konnten. Falls der Brief von einem Schreiber und nicht vom Sender selbst niedergeschrieben wurde, konnte die Schlußklausel eigenhändig zu geschrieben werden, um dadurch den Brief zu beglaubigen oder persönlicher zu machen.

²⁷ Vgl. dazu auch G.A. Gerhard, *Untersuchungen zur Geschichte des griechischen Briefes*, *Philologus* 64 (1905), S. 27-65.

²⁸ Zur sprachgeschichtlichen Entwicklung verschiedener Anfangsgrußformeln im griechischen Brief vgl. H. Koskenniemi, *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes*, S. 148.

Nach Bünker war die Gestaltung des antiken Briefes (vor allem der als literarisch anerkannten Briefe und darunter – was Bünker zu beweisen versucht – auch der Paulusbriefe) notwendigerweise Ergebnis antiker Bildung. Auch Probst stimmt Bünker zu, indem er feststellt, daß wie die Anwendung der Rhetorik, so auch die Anwendung der theoretisch – formalen Briefmerkmale von hellenistischer Ausbildung abhängig sein mußten. Zwar verfügte nicht jeder Briefschreiber über eine entsprechend hohe Ausbildung²⁹ und deswegen wollte Deissmann aufgrund der jeweiligen stilistischen und formalen Gestaltung des Briefes die soziale Herkunft des Briefschreibers erschließen; doch bildete das Briefeschreiben normalerweise ein Teil der hellenistischen Allgemeinbildung und die Hellenen lernten es bereits im Schulalter³⁰.

Schreiben wurde damals natürlich als eine sekundäre Redeform angesehen und daher hing es stilistisch und strukturell stark von der gesprochenen Rede ab³¹. Somit stand also auch die Textsorte Brief unter einem starken Einfluß der antiken Rhetorik, indem: „The rules for certain types of speeches, (...), were adapted for use in corresponding letter types. So, for example, a letter of consolation written by a person with rhetorical training may more or less follow the form of the consolatory speech”.

Damit erklärt Stowers auch die Tatsache, warum die größten Rhetoren – besonders lateinischer Sprache – zugleich die größten Briefschreiber waren und warum sich der sogenannte literarische Brief von den Papyrusbriefen so deutlich unterscheidet³².

²⁹ Nach S. K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, S. 34 war es nur eine extrem kleine Schreiberelite, die sich im Briefschreiben nach den klassischen ästhetischen Maßstäben richtete.

³⁰ Schreiben der Briefe wurde von den antiken Rhetoren als ein wichtiger Element rhetorischer Schulung angesehen. Die Briefform eignete sich vorzüglich für diese Übungszwecke nicht zuletzt wegen ihrer vielseitigen Anwendung. Im Rahmen solcher „literarischen“ Übungen ist eine Menge von fiktiven Briefen in der Antike entstanden, vgl. A. J. Malherbe, *Ancient Epistolary Theorists*, S. 13.

³¹ Erst aus heutiger Perspektive werden die beiden Redearten als zwei recht unterschiedliche Vorkommensformen der Sprache angesehen.

³² Auch nach Koskeniemi darf man annehmen, daß „wann auch immer jemand, der eine gründliche rhetorische Schulung genossen hatte, (...) zur Feder griff, dann kann auch «der reinste» Privatbrief in gewissem Grade eine manierierte Färbung erhalten”; H. Koskeniemi, *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes*, S. 90.

Soziokultureller Hintergrund der brieflichen Kommunikation zu Pauluszeiten

Dem klassischen Brieftheoretiker Demetrius nach liegt dem Inhalt, dem Stil und der Form des antiken Briefes die Idee der Freundschaftsbeziehung (φιλοφρόνησις) zugrunde. Der Brief dient laut dieser Idee dazu, die Beziehung zwischen Freunden aufrechtzuerhalten, indem er ein Zeichen des gegenseitigen Aneinander-Denkens und ein Ersatz für das aus irgendwelchen Gründen auch immer unmögliche Zusammensein ist. Relativ schnell hat sich der philophronesische Gedanke als ideeller Hintergrund jeglicher, also nicht nur der unter den Freunden geführten, Korrespondenz durchgesetzt, so daß der Freundschaftsgedanke auch außerhalb der privaten Briefe zur Konvention wurde und selbst in den offiziellen Briefen eine Rolle spielte³³.

Aus der ideellen Begründung der brieflichen Kommunikation ergeben sich antike Stilanforderungen an diese Kommunikationsform: Der Briefstil sei ein dialogischer Stil, der aber gepflegter und kunstvoller als alltägliche Gespräche wirken soll³⁴. Im Brief sollen jedoch keine philosophischen oder naturwissenschaftlichen Fragen betrachtet werden (wie in Platon's Briefen); vielmehr soll den persönlichen Angelegenheiten die Aufmerksamkeit geschenkt werden. Ebenso sind allerlei Streitigkeiten zu vermeiden, damit die Intention der brieflichen Kommunikation nicht gestört wird. Ansonsten fordert Demetrius für die sprachliche Ausformulierung des Briefes Klarheit, Kürze und Schlichtheit, wodurch den Eindruck eines unmittelbaren Gesprächs erweckt werden soll³⁵.

Selbst wenn nicht alle antiken Briefe sich auf die Freundschaftsbriefe zurückführen lassen³⁶ und die ideelle Begründung der brie-

³³ Vgl. ebd. S. 202-204.

³⁴ Vgl. Demetrius, *De elocutione*, S. 223-224.

³⁵ Eine solche Motivierung der brieflichen Kommunikation in der Antike spiegelt sich nach Koskeniemi auch in der formalen Gestaltung des Briefes wider: „Gerade die Gleichsetzung der Briefsituation mit einer persönlichen Begegnung macht es verständlich, daß es beispielweise nicht dazu gekommen ist, daß der Name des Absenders als Unterschrift an den Schluß des Briefes gesetzt wurde“; H. Koskeniemi, *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes*, S. 168.

³⁶ Bereits ein Amtsbrief entzieht sich deutlich einem wie oben geschilderten persönlichen Verhältnisrahmen zwischen den Briefpartnern. Solche möglichen Ausnahmen sieht auch Demetrius selbst, indem er eine höhere Formelhaftigkeit und einen gehobeneren Stil in bestimmten Briefen aus Achtung gegenüber Adressaten postuliert.

flichen Kommunikation bei späteren Brieftheoretikern seltener zu treffen ist³⁷, können jedoch die allgemeingültigen Regeln des Briefschreibens in einer Grundidee freundlicher Beziehungen eingefasst werden. Der griechische Brief sollte in jedem Fall die Gelegenheit einer simulierten Begegnung zwischen den entfernten Personen bieten, und mit ihm wurden nicht nur Nachrichten vermittelt, sondern er setzte auch eine „psychische“, durch den Tempusgebrauch suggerierte³⁸ Anwesenheit der abwesenden Person voraus. Da aber in einer solchen Imitation der face-to-face-Kommunikation tatsächlich sowohl zeitliche wie auch räumliche Kopräsenz der Kommunikationspartner fehlte, spricht Probst in diesem Zusammenhang von einer „Als – ob – Unmittelbarkeit“ der Begegnung zwischen den korrespondierenden Personen und von ihrer „Als – ob – Gegenwart“. Um eine „Als – ob – Unmittelbarkeit“ der Begegnung zu suggerieren, versteht der Empfänger des Briefes das erhaltene Schreiben als „Gespräch mit dem Freund. Ebenso versucht der Briefschreiber durch den Topos der „Als – ob – Gegenwart“ die Vorstellung zu nähren, er sei in dem Moment bei dem räumlich getrennten Brieffreund anwesend, in dem dieser den Brief lese“³⁹.

Zu beachten sind auch unterschiedliche Freundschaftsauffassungen im Altertum im Vergleich zur modernen Zeit. Während Freundschaft heute in die Privatsphäre des Lebens hineingehört, war sie zu jener Zeit eine Basis, auf der die sozial-öffentlichen Kontakte aufgebaut wurden. Zugleich umfaßte selbst der enge Freundschaftsbegriff nicht nur die rein partnerhaften Beziehungen, sondern im gewissen Maße auch die familiären (ohne weiteres hierarchisch aufgebauten) Relationen.

Stowers spricht von drei Grundtypen der sozialen Relationen in der Antike:

³⁷Koskenniemi hat außer Demetrius noch folgende Autoren analysiert, die sich zur Brieftheorie geäußert haben: Philostratos (Liebesbriefenautor), Artemon (der Editor aristotelischer Briefe und möglicherweise Bezugsautor für Demetrius' Theorie), Gregor von Nazianz, „Proklos“ (unter diesem Namen wurde vermutlich im 6. Jh. n.Chr. ein bedeutender Briefsteller verfaßt).

³⁸Der Tempusgebrauch im griechischen (und noch öfters im lateinischen) Brief weicht oft von dem sonst in der Literatur usuellen ab, indem der Briefautor als Sprechzeit nicht den Schreibensmoment, sondern die Brieflesezeit annehmen konnte. Zu Beispielen vgl. ebd. S. 190.

³⁹H. Probst, *Paulus und der Brief*, S. 37.

1. hierarchische Relation zwischen dem Vorgesetzten und Untergeordneten;

2. Freundschaftsrelation zwischen den Gleichgestellten;

3. familiäre Relation zwischen den Hausmitgliedern⁴⁰, die sich einerseits auf die hierarchische Einordnung der Mitglieder stützte, andererseits aber Freundschaftsbeziehungen zwischen ihnen aufwies. Für das Briefschreiben spielt dies insofern eine Rolle, daß die soziale Beziehung zwischen dem Briefautor und dem Adressaten in der hellenistischen Mediterranwelt für die schriftliche Kommunikation maßgebend war. Man legte viel Wert auf die Unterscheidung des sozialen Status und die entsprechende Verehrung der Bezugsperson, und nicht zuletzt war die persönliche Autorität des Briefschreibers oder -empfängers von Bedeutung.

Den paulinischen Briefen soll nach Stowers der dritte Relationstyp zugrunde liegen, weil Paulus zum einen seine Apostelautorität betont (z.B. 1 Kor 16,21f; Gal 5,2f.; Phlm 19), zum anderen aber auf eine auch affektive Verbindung mit seinen Briefadressaten verweist (z.B. 1 Thess 2,8; Phil 1,7; Phlm 7)⁴¹. Eine weitere Begründung, mit der Stowers seine These unterstützt, bezieht sich auf den Inhalt der Paulusbrieve: „The church is often described as a household. Paul builds and maintains this family through his letters. He aids in governing mostly by giving advice and setting disputes. He articulates norms of self – definition and behavior. He teaches and shares in worship through his letters.“

Die von Paulus gerne und schöpferisch gebrauchte Haushalts-Metapher hält also Stowers für den roten Faden zur Erschließung der sozialen Relation zwischen Paulus und seinen Adressaten⁴².

⁴⁰ Zu ihnen zählte man nicht nur Eltern und Kinder, sondern auch die Familien, die von den Söhnen gegründet wurden und auch die Sklaven, Diener, die im Hause lebenden Gäste und die mit dem Haus verbundenen freien (d.h. freigelassenen) Bürger. Innerhalb einer solchen „Familie“ konzentrierten sich die ökonomischen Aktivitäten der Hellenen, während die Freundschaftsbeziehungen mehr eine Basis für die politische Aktivität waren, vgl. S.K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, S. 30.

⁴¹ Ähnlich – wenn auch aufgrund anderer Indizien – behauptet Berger, daß dem Verhältnis zwischen Apostel und christlichen Gemeinden das soziologische Modell Vater/Kinder zugrundeliege.

⁴² Daher will S. K. Stowers die Paulusbrieve als Familienbriefe einordnen. K. Berger, *Hellenistische Gattungen im Neuen Testament*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt*, Berlin-New York 1984, sieht dagegen viel größere Affinität zwischen Paulusbrieffen und Briefen, die von Philosophen an Städte geschrieben wurden, also den öffentlichen Briefen.

Ein anderes wichtiges Merkmal der brieflichen Kommunikation zur Zeit des Paulus ist in der Tatsache zu sehen, daß die heutzutage als geschriebener Text funktionierenden Briefe als gesprochener Text entstanden sind. Bei der schriftlichen Ausfertigung des Briefes bediente sich der Autor häufig der Hilfe eines professionellen Schreibers⁴³, dessen Name im Brief manchmal auch erwähnt wird (z.B. Tertius im Römerbrief – Röm 16,22). Der Briefautor sollte dem Schreiber jeweils den Briefinhalt diktieren, wobei die formale Gestaltung des Briefes manchmal auch einer Bearbeitung des Schreibers unterliegen konnte⁴⁴. So reichten die Kompetenzen des Schreibers vom Niederschreiben bis zum Ausformulieren oder sogar Verfassen des Briefes, doch galt der Schreiber nie als Autor des Briefes⁴⁵.

Auch die Briefadressaten empfanden die Briefe als gesprochene Texte, indem Briefe immer laut gelesen oder vorgelesen wurden. Im Falle der Paulusbriefe wurden die Texte anläßlich der gemeinsamen Treffen vorgetragen, wobei selbst die längsten Briefe immer vollständig vorgelesen werden sollten. Das Vorlesen der geschriebenen Texte war übrigens eine für das Altertum typische Praxis. Damals war ja das stille Lesen eigentlich völlig unüblich, wenn nicht unbekannt⁴⁶. Außerdem erlaubte gerade der gesprochene Text eine suggestive Vorstellung der transzendenten Kommunikation.

Da die briefliche Kommunikation trotz einer mehr oder weniger starken affektiven Beteiligung der Kommunikationspartner nur eine indirekte Begegnung zwischen dem Autor und dem Adressaten des Briefes ermöglichte, kam in dem Kommunikationsakt in der Antike dem Briefboten eine besonders wichtige Rolle zu. Er war nicht nur ein Briefzusteller, sondern zugleich ein Vermittler zwischen den kommunizierenden Personen und meist auch der autorisierte Abgesandte, um die im Brief nicht ausgedrückten Bot-

⁴³ Als mögliche Ursachen für den Einsatz des Schreibers nennt E. R. Richards, *The Secretary in the Letters of Paul*, Tübingen 1991, S. 15-23, professionelle Arbeitsteilung, gehobener finanzieller Status und Analphabetismus.

⁴⁴ Die letzte Möglichkeit wird von den Forschern v.a. für viele auf Papyri erhaltene Privatbriefe angenommen. Manche Exegeten wollen damit auch die Entstehung der heute gewöhnlich als nachpaulinische Briefe angenommenen neutestamentlichen Schreiben erklären.

⁴⁵ Vgl. E. R. Richards, *The Secretary in the Letters of Paul*, S. 53.

⁴⁶ Vgl. Augustinus, *Confessiones*, VI, 3. Oxford 1992, S. 354.

schaften zu übermitteln. Im Römischen Reich fiel diese Rolle im Falle der amtlichen Korrespondenz den extra für solche Missionen bestimmten Staatsbeamten zu. Dagegen wurde die Privatkorrespondenz durch spezielle Boten oder durch Vertrauenspersonen, die auf Reisen gingen, überreicht⁴⁷. Die zweite Übermittlungsweise soll im Falle der Paulusbriefe stattgefunden haben.

Paulus' Bilinguismus und Bikulturalität

Die paulinische Epistolographie wurde grundsätzlich durch zwei Sprachen und zwei Kulturkreise geprägt: einerseits durch die griechische Sprache und den Hellenismus, zugleich aber durch die hebräische Sprache und den Judentum. Das Hebräische ist zwar seit dem babylonischen Exil einer weitgehenden Aramäisierung unterzogen worden und wurde bereits im ersten Jahrhundert vor Christus vorwiegend nur als eine Kultussprache verwendet (als Volkssprache herrschte in Palästina zu jener Zeit das lokal gefärbte – jüdische oder galiläische – Aramäisch), doch besteht gerade im Falle Paulus kaum Zweifel darüber, daß er des Hebräischen mächtig war und darüber hinaus auch über eine Kenntnis des Aramäischen verfügen konnte.

In der Linguistik wird der alternative Gebrauch zweier oder mehrerer Sprachen Bilinguismus genannt⁴⁸. Völlig unwichtig ist dabei der Beherrschungsgrad der jeweiligen Sprachen, d.h. allein der gegebene Sprachgebrauch entscheidet darüber, ob eine Person als bilingual klassifiziert werden kann. Erst für die bei bilingualen Sprechern auftretenden Interferenzen ist es entscheidend, ob man mit „koordiniertem“ oder „nicht koordiniertem“ Bilinguismus⁴⁹ zu tun hat. Der koordinierte Bilinguismus (ein eher seltener Fall) kommt dann vor, wenn die zwei oder mehrere Sprachen

⁴⁷ Zum Postdienst in der hellenistischen Zeit vgl. E.E. Hudemann, *Geschichte des römischen Postwesens während der Kaiserzeit*, Vaduz 1985 (Nachdruck); W. Riepl, *Das Nachrichtenwesen des Altertums*, Hildesheim-New York 1972 (Nachdruck); J.G. Winter, *Life and Letters in the Papyri*, Ann Arbor 1933.

⁴⁸ Manche Forscher (z.B. J.F. Hamers, M.H.A. Blanc) unterscheiden dabei noch zwischen Bilinguismus als sozialem Phänomen (bilingualism) und Bilingualität als individueller zweisprachiger Kommunikationsfähigkeit (bilinguality).

⁴⁹ Die Terminologie geht auf Weinreich zurück; vgl. U. Weinreich, *Language in Contact*, The Hague 1963.

im gleichen Maße beherrscht worden sind. In der Regel ist jedoch die Kenntnis der Muttersprache größer als die der zweiten, und deswegen ist auch die Erstsprache gegenüber der Zweitsprache dominant. Unter Umständen kann es aber zu einem „spezialisierten Gebrauch“ der Sprachen kommen: „Many bilinguals are accustomed to discuss some topics in only one of their languages or to use only one language on given occasions.“ Weinreich betont dabei, daß gerade bei solchen Sprechern die sprachlichen Interferenzen besonders häufig vorkommen. Zu weiteren Faktoren, die den Sprachgebrauch von bilingualen Sprechern bestimmen, zählt Weinreich extralinguale Bedingungen der sprachlichen Kommunikation wie z.B.: soziale und politische Beziehungen zwischen den bilingualen und monolingualen Gesellschaftsgruppen, sozialer Status der bilingualen Sprecher und sozialer Rang von gebrauchten Sprachen.

Paulus als Angehöriger zweier verschiedener Kulturen und zugleich als Sprecher zweier Sprachen kann vom soziolinguistischen Gesichtspunkt her sowohl eine bikulturelle als auch eine bilinguale Person genannt werden. Spätestens während seines Aufenthalts in Jerusalem hat er in einer bi- oder sogar trilingualen Gesellschaft gelebt. Sevenster kommt in seiner Analyse archäologischer Befunde bezüglich der Sprachverwendung im Palästina des 1. Jh. n. Chr. zum Schluß, daß auf diesem Gebiet zu jener Zeit nicht nur Aramäisch, sondern in manchen Kreisen auch Hebräisch und von der geistigen Elite Griechisch gesprochen und geschrieben wurde⁵⁰. Aramäisch wurde von Juden in den östlichen Provinzen des Römischen Reichs seit dem babylonischen Exil gesprochen; allerdings gab es Dialektunterschiede zwischen dem palästinensischen Aramäisch und dem der babylonischen Diaspora. Was das Hebräische anbelangt, vermutet Sevenster noch gegen Ende der hellenistischen Periode für bestimmte Gesellschaftskreise eine nicht nur schriftliche, sondern auch mündliche Verwendung dieser

⁵⁰ Rosén nimmt auch für die unteren Sozialschichten in Palästina die Kenntnis des Griechischen an. Er weist darauf hin, daß die Kenntnis der griechischen Sprache mit der griechischen Bildung nicht gleichgesetzt werden darf. Die griechische Sprache sei selbst vom einfachen Volk gebraucht worden: „Griechisch sind Dokumente auch von Fischern, Goldschmieden, Schuhmachern und anderen Gewerbetreibenden“; H.B. Rosén, *Die Sprachsituation im römischen Palästina*, in: *Die Sprachen im Römischen Reich der Kaiserzeit*, Köln-Bonn 1980, S. 236).

Sprache⁵¹. Eindeutig sprechen dagegen die gefundenen Quellen (etwa griechische Texte aus Qumran, aus der Wüste Juda und nicht zuletzt die vom Archiv in Elephantina) für die verbreitete Verwendung des Griechischen in dem römischen Palästina⁵². Das Griechische hat sich selbst unter den ultraortodoxen Juden durchgesetzt, was beispielweise die Briefe von Bar Kochba bestätigen mögen⁵³.

Der Gebrauch des Griechischen (besonders im Geschäftsleben) war durch den Status dieser Sprache als offizieller Reichssprache (neben dem Latein) gefördert⁵⁴. Das Koinegriechisch blieb nämlich im Römischen Reich nicht nur eine Umgangssprache, sondern auch die zweite Amtssprache, was der amtliche Schriftverkehr im Osten bezeugt. In Rom wurde sogar eine griechische Kanzlei eingerichtet. Zugleich hatte Griechisch unter den Römern den Rang einer Bildungssprache erhalten⁵⁵.

Die Juden haben das Griechische bereits mit der LXX-Übersetzung als die zweite Kultusprache anerkannt. Dann haben nach

⁵¹ „Apparently it was not only the religious-official language, but was also used in ordinary letters, for example”, J.N. Sevenster, *Do you know Greek? How much Greek could the first Jewish Christian have known?* Leiden 1968, S. 176. Ähnlich bewerten den damaligen Status des Hebräischen P.W. Skehan, *The Languages of Palestine in the First Century A.D.*, *The Catholic Biblical Quarterly* 32 (1970), S. 501-531; J.A. Emerton, *The Problem of Vernacular Hebrew in the First Century A.D. and the Language of Jesus*, *The Journal of Theological Studies* 24 (1973), S. 1-23; Ch. Rabin, *Hebrew and Aramaic in the First Century*, in: *Compendium rerum Iudaicarum ad Novum Testamentum*, Bd I2, Assen 1976, S. 1007-1039. Dagegen J.A. Soggin, *Bilinguismo o trilinguismo nell'ebraismo post-esilico: il caso dell'aromaico e del greco*, in: *In bilinguismo degli antichi: XVIII giornate filologiche genovesi*, Genova 1991, S. 88 vergleicht die Rolle des Hebräischen zu jener Zeit mit der Rolle des Lateins im Mittelalter und in der Renaissance.

⁵² „It is now known to be a fact, that many Jews in the Jewish land and as well as in the diaspora were capable of writing a letter in Greek. It is evident from not only the archeological data, but also scattered statements of Josephus that a certain basic knowledge of Greek may be assumed among many Jews of Palestine, sufficient to enable them to speak the language and, moreover, compose funerary inscriptions and ordinary private letters dealing with various subjects”; J.N. Sevenster, *Do you know Greek?*, S. 190.

⁵³ Vgl. J.A. Soggin, *Bilinguismo o trilinguismo nell'ebraismo post-esilico*, S. 90.

⁵⁴ Das Lateinische konnte sich nicht in den östlichen Reichsprovinzen behaupten. Zum einen stieß es auf das hier bereits fest verwurzelte Griechische, zum anderen fehlte dem Lateinischen auch das kulturelle Prestige gegenüber den anderen herkömmlichen Sprachen, die „Ausdrucksmittel einer mehr als tausendjährigen Literatur waren”; H.B. Rosén, *Die Sprachsituation im römischen Palästina*, S. 215.

⁵⁵ Vgl. dazu auch K. Treu, *Die Bedeutung des Griechischen für die Juden im Römischen Reich*, *Kairos* 15 (1973), S. 124, und mehrere Belege bei R. Schmitt, *Die Sprachverhältnisse in den östlichen Provinzen des Römischen Reiches*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Berlin-New York 1983, S. 559, Anm. 10.

Schmitt die lebhaften Kontakte zwischen Juden in Palästina und denen in der Diaspora während der hellenistischen Periode dazu geführt, daß Griechisch und „Jüdisch-Palästinensisch-Aramäisch“ gleichermaßen zu geläufigen und verbreiteten Umgangssprachen in Palästina wurden. Zu Paulus' Zeit war die Kenntnis des Griechischen zum Lernen und Lehren der Schriftexegese für die griechischsprechenden Immigranten in den Synagogen Jerusalems, wo der Apostel vor seiner Bekehrung tätig sein sollte⁵⁶, schon unentbehrlich.

Zuerst aber weiß man im Fall von Paulus eigentlich nicht, welche Sprache seine erste und welche die zweite war. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er schon bilingual aufgewachsen ist. In der alltäglichen Kommunikation konnte er sich genauso gut der griechischen Umgangssprache koinP bedienen wie auch des Aramäischen. Laut der Apostelgeschichte 21,37-22,2 hält ihn der römische Kommandant in Jerusalem für einen Ägypter und wundert sich, daß er Griechisch kann. Auf das Volk dagegen macht es Eindruck, daß er es aramäisch anredet. Hengel interpretiert den lukanischen Bericht folgendermaßen: „Lukas stellt ganz bewußt die souveräne Beherrschung der griechischen und aramäischen Sprache ebenso unverbunden nebeneinander wie den Bürger des kilikischen Tarsus und das Heranwachsen in Jerusalem. Er demonstriert damit den sprachlich kulturellen Doppelcharakter seines Helden (...), wobei bezeichnenderweise das Griechische voransteht“.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Griechisch in der Antike eine Prestigesprache im Vergleich zum Aramäischen war⁵⁷. Hengel nimmt es auch als Paulus' Muttersprache an. Es soll allein die Häufigkeit, mit der die LXX-Zitate bei Paulus auftreten, dafür sprechen, daß das Griechische für den Apostel nicht nur eine Anpassung an seine Hörer oder Leser, sondern schon ein Te-

⁵⁶ Vgl. M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*. in: *Paulus und das antike Judentum*, Tübingen 1991, S. 292).

⁵⁷ Im Osten galt es nach wie vor als *lingua franca*. Vgl. dazu z.B. M. Hengel, *Judentum und Hellenismus*, Tübingen 1969, der an zahlreichen Beispielen zeigt, daß Griechischkenntnisse eine Voraussetzung für kaufmännische, literarische und politische Karrieren in der hellenistischen Welt waren; schließlich waren sie auch Ausdruck „einer sozial höheren Stufe, besserer Bildung und stärkerer Kontakte mit der Welt“.

il seiner Bildung⁵⁸ gewesen ist. Dies mögen nicht zuletzt seine hervorragenden rhetorischen Fertigkeiten bestätigen. Darüber hinaus wurde Paulus laut der Apostelgeschichte in einer damals sehr bedeutenden hellenistischen Stadt Tarsus⁵⁹ in Cilizien geboren (Apg 21,39; 22,3), und zwar nicht nur als Jude, sondern auch als römischer und tarsischer Bürger⁶⁰. Folglich konnte ihm die griechische Sprache und die griechisch-römische Kultur jener Zeit nicht fremd sein. Selbst sein lateinischer Name scheint davon zu zeugen, daß sich seine Familie in die griechisch-römische Welt eingelebt hatte⁶¹.

Paulus war aber zugleich ein aramäischsprechender Jude. Darauf verweist er selbst direkt in seinen Briefen: Ἐβραῖος kann nämlich in 2 Kor 11,22 oder Phil 3,5 kaum etwas anderes bedeuten als einen Aramäisch sprechenden Palästinajuden⁶². Zwar war Paulus einer der in der Diaspora geborenen Juden, doch vermochten auch diese die Bindung zu ihrer Heimat zu bewahren. Der Jerusalemer Tempel blieb nach wie vor ein Bezugspunkt für ihre Religiosität, wovon ihre (nicht selten regulären) Pilgerfahrten zur Heiligen Stadt zeugen. In Jerusalem wollten sie oft – insofern es ihnen

⁵⁸ Neben einer religiösen Ausbildung bei Gamaliel I. nimmt man häufig bei Paulus auch eine griechische Schulausbildung an. Diese mußte nach M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, S. 186, nicht unbedingt in Tarsus stattfinden, sondern auch Jerusalem, eine auch hellenistische Großstadt, käme hier in Frage. Das Problem läßt sich aber schwer lösen. Nach G. Bornkamm, *Paulus*, Berlin 1977, S. 32, weisen die Paulusbrieve auf eine jüdisch-hellenistische in der Diaspora erworbene Bildung hin und v.a. Gal 1,22 schließe einen längeren Aufenthalt des Apostels in Jerusalem vor seiner Bekehrung aus. Demgegenüber sieht K.W. Niebuhr, *Heidenapostel aus Israel. Die jüdische Identität des Paulus nach ihrer Darstellung in seinen Briefen*, Tübingen 1992, S. 47, den besten Beleg dafür, daß Paulus noch vor seiner Berufung längere Zeit in Palästina gelebt haben müsse, gerade darin, daß er zum Pharisäer wurde, und für die Existenz der Pharisäer in der Diaspora gebe es keine Belege.

⁵⁹ Tarsus wurde schon im 3. Jh. v.Chr. Ἀντιόχεια πρὸς τὴν Κύδωνον genannt. Nach der Schlacht von Philippi 42 v.Chr. erhielt die Stadt den Status einer *civitas libera* und Abgabefreiheit. Zugleich wurde auch auf Kosten anderer Städte ihr Stadtgebiet wesentlich vergrößert. Zu Paulus' Zeiten erfuhr die Stadt ihre Blüte nicht zuletzt wegen der günstigen Lage für Verkehr und Handel zwischen östlichem und westlichem Teil des Römischen Imperiums. Literatur dazu bei M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, S. 189.

⁶⁰ Zu Paulus' Bürgerrechten vgl. ebd., S. 189-208.

⁶¹ Die Doppelnamen waren seit der hellenistischen Periode keine Seltenheit bei den Juden. Die Sitte hat sich zuerst in Diaspora, dann auch in Palästina angenommen: „Im Verkehr mit den Griechen und auf Reisen trug man einen griechischen, zu Hause und unter Semiten einen Semitischen Namen“; M. Hengel, *Judentum und Hellenismus*, S. 115.

⁶² Vgl. A. Deissmann, *Licht vom Osten*, Anm. 7, der sich auf Hieronymus, *De viris illustribus*, 5 beruft; andere Belege bei M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, S. 220, Anm. 146.

auch die materielle Lage erlaubte – eine jüdische Bildung erhalten und selbst aus Babylonien kamen Juden, um in Jerusalem Tora zu studieren⁶³. Schließlich entrichteten sie jedes Jahr eine Tempelsteuer⁶⁴: Sie verstanden sich nämlich als Diaspora, womit sie die bleibende Zugehörigkeit zu ihrem Mutterland und eine Erwartung der künftigen Rückführung in dieses meinten⁶⁵. Die von Paulus gepflegten, vielseitigen Kontakte zu Jerusalem wären also eine Selbstverständlichkeit. Hengel vermutet aber, daß bei Paulus zusätzlich in Frage die Tatsache käme, daß seine Vorfahren (möglicherweise auch Eltern) aus Palästina stammten und von ihnen der Apostel seine Aramäischkenntnisse erworben hat.

Mit dem Status des bilingualen Sprechers ist bei Paulus seine Vertrautheit mit den zwei recht unterschiedlichen Kultur- und Weltanschauungssystemen Hellenismus und Judentum eng verbunden. Die Frage, welcher Kultur Paulus im größeren Maße angehörte, bleibt in der heutigen Bibelforschung nach wie vor unbeantwortet. Von einigen Forschern werden die jüdischen Einflüsse in den Vordergrund gestellt. Sie sehen häufig in Paulus den hellenistischen Juden (vgl. z.B. Stowers); andere sind der Meinung, daß Paulus aufgrund seiner sozialen Herkunft und vielseitigen Schulung sowie seiner Lebenserfahrung eindeutig als jüdischer Hellenist zu klassifizieren ist (vgl. z.B. Bornkamm, Hengel). Unabhängig davon, wie die Akzente gelegt werden, betrachtet man in den meisten Arbeiten zu Paulus' Biographie immer öfter die beiden Kulturen als maßgebend für die geistige Bildung des Apostels, zumal es nach Niebuhr auch keine sicheren Kriterien gibt, um seine Prägung durch die hellenistisch-jüdische Diaspora von der durch palästinensisches Judentum abzugrenzen: „Das jüdische Palästina war zur Zeit des Paulus erheblichen hellenistischen Einflüssen unterworfen und umgekehrt bestanden zwischen Jerusalem und der Diaspora lebhaft Kontakte“⁶⁶. Es gibt zwar immer noch Forscher, die die jüdischen Einflüsse als wichtiger für die apostolische Tätigkeit Paulus halten, aber selbst diese müssen anerkennen, daß

⁶³ Vgl. ebd. S. 232.

⁶⁴ Vgl. J. Maier, *Zwischen den Testamenten: Geschichte und Religion in der Zeit des zweiten Tempels*. Würzburg 1990, S. 178

⁶⁵ Vgl. G. Dellin, *Die Begegnung zwischen Hellenismus und Judentum*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Berlin-New York 1987, S. 5, Anm. 4.

⁶⁶ Ähnlich auch M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, S. 232.

schon allein mittels der von Paulus sehr oft zitierten Septuaginta⁶⁷ die judeogriechische Kultur in seinem religiösen Leben eine nicht geringe Rolle spielte⁶⁸.

Geschichtlich gesehen wußten die Juden trotz ihrer Teilnahme am hellenistischen Kulturgut ihre Identität zu bewahren. Paulus als Pharisäer hat sich sogar bewußt für eine konsequente jüdische Lebensweise entschieden und selbst nach der Bekehrung zum Christentum verstand er sein „Leben in Christus“ als Erfüllung der in der jüdischen Offenbarung versprochenen und von den Juden erwarteten Rechtfertigung (vgl. Gal 3,21-29). Man kann also höchstens sprachliche Interferenzen in seinen Schriften feststellen. Diese resultieren aus der gegenseitigen Beeinflussung von verschiedenen Sprachsystemen, die Paulus in seiner Missionstätigkeit benutzte. Die Sprachkontakte⁶⁹ wurden noch dadurch gesteuert, daß, während viele „fromme“ Juden (und zu solchen zählte Paulus) die hellenistische Kultur als Gefahr für ihre Religiosität sahen, sie eine größere Aufgeschlossenheit der griechischen Sprache gegenüber zeigten. Davon zeugt zum einen die häufige Übernahme griechischer Namen selbst von den Palästina-Juden⁷⁰, zum anderen das Eindringen von griechischen Fremdwörtern in die Rabbinersprache⁷¹ und nicht zuletzt die LXX-Übersetzung,

⁶⁷ Die Septuaginta stellt – wie es Deissmann zutreffend genannt hat – „nicht bloß eine formale, sondern auch eine (...) materiale Hellenisierung des jüdischen Monotheismus“ dar; A. Deissmann, *Licht vom Osten*, S. 69.

⁶⁸ Hengel ist sogar der Meinung, Paulus' „Umgang mit dem Text der griechischer Bibel ist so souverän, daß man annehmen darf, daß er mit ihr aufgewachsen ist“; M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, S. 33.

⁶⁹ Das „In-Kontakt-Treten“ verschiedener Sprachsysteme und die dabei auftretenden linguistischen Phänomene wurden eingehend von R. Appel, P. Muysken, *Language contact and bilingualism*, London 1987, S. 117-186 dargestellt.

⁷⁰ Zu Belegen für Gebrauch bei den Juden eines hebräischen bzw. aramäischen und eines griechischen Namens für die gleiche Person, vgl. G. Dellling, *Die Begegnung zwischen Hellenismus und Judentum*. S. 25. Dellling stellt dabei fest, daß besonders gerne die in den beiden Sprachen ähnlich klingenden Namen benutzt wurden, z.B. Symeon/Simon, Jesus (Joschua)/Jason usw.

Die griechischen Namen waren selbstverständlich nicht unbedingt Ausdruck hellenistischer Weltanschauungen. Dies soll in vielen Fällen eher als eine Modetendenz interpretiert werden, doch für viele Forscher ist es zugleich ein Zeichen einer Hellenisierung jüdischer Gesellschaft.

⁷¹ Vgl. dazu S. Krauss, *Griechische und lateinische Lehnwörter in Talmud, Midrasch und Targum*, Teil I-II, Hildesheim 1964. Die Sprache der mischnischen und talmudischen Literatur spiegelt zwar das Aramäische einer späteren Zeit wider, doch in ihrer Entstehung reicht sie nach M. Hengel, *Judentum und Hellenismus*, S. 113, weit in die vorchristliche Zeit zurück.

die den Bedürfnissen der Griechisch sprechenden Gemeinden entgegenkam.

Pragmalinguistische Besonderheiten der brieflichen Kommunikation im Falle der Paulusbriefe⁷²

Die Briefe des Apostels Paulus, die auf den ersten Blick in der griechisch-römischen Brieftradition stark verankert erscheinen, weisen bei der näheren Betrachtung eine Vielzahl von Abweichungen vom hellenistischen Briefformular auf und lassen dabei eine gewisse Spannung zwischen beibehaltenen Konventionen und den vom Autor eingebrachten individuellen Variationen erkennen. Die originellen Züge in der Korrespondenz sind zum einen auf die spezifische kommunikative Situation, in der die Briefe entstanden und funktionierten, zurückzuführen; zum anderen hängt die individuell geprägte Gestaltung der Briefe mit der in ihnen jeweils mitgeteilten Botschaft eng zusammen. Auf die beiden Faktoren werde ich im folgenden näher eingehen.

Die Paulusbriefe sind aus konkreten pastoralen Bedürfnissen der von Paulus gegründeten Gemeinden erwachsen. Wegen der Unmöglichkeit, sich mit seinen Adressaten direkt zu treffen, richtet Paulus an sie Briefe, die ein Ersatz für das fehlende persönliche Auftreten des Apostels sein sollen. Die Briefe wenden sich grundsätzlich an eine Gemeinde in ihrer aktuellen, konkreten Situation. Sie dienen dem Gedankenaustausch, der Belehrung, dem Trösten oder der Ermahnung der Gemeinde und dadurch der Festigung der Gemeinschaft zwischen dem Briefautor und Briefadressaten. In diesem Sinne sind sie stark situationsbezogen und tragen deutlich erkennbare Züge einer privaten Korrespondenz. Für Deissmann bildeten sie daher ein eindeutiges Beispiel der „echten“ Briefe, die für konkrete Adressaten und nicht für die Öffentlichkeit oder Nachwelt geschrieben worden sind.

⁷² Unter Paulusbriefen verstehe ich hier die sogenannten protopaulinischen Briefe des *Corpus Paulinum* (Röm, Gal, 1-2 Kor, 1 Thess, Phil, Phlm), die gemeinhin als authentisch anerkannt werden. Außer Acht lasse ich dagegen die meistens als deutropaulinische betrachteten Schriften (Eph, Kol, 2 Thess), die pastoralen Briefe (1-2 Tim, Tit) und den Hebräerbrief.

Die von Deissmann aufgestellten Kriterien zur Deutung von Paulusbriefen reichen jedoch nicht aus. Zum einen muß man mit Stowers anerkennen, daß die von Deissmann untersuchten Papyri aus Ägypten nur einen Teil der brieflichen Kommunikation in der Antike darstellen, zumal: „The papyri show us the life and culture of some small provincial towns in Egypt. In certain respects these towns were rather remote from the life of the great centers of Hellenistic culture such as the cities of Paul. If we could examine the papyrus remains of a trash heap or private archive from Ephesus or Corinth, we would probably see a somewhat different and much more complex picture of ancient epistolography. Therefore it is of the utmost importance to include the evidence of letters preserved by literary transmission when we study early Christian letters.” Zum anderen, selbst wenn die Paulusbriefe mindestens zum Teil wie eine tatsächliche Korrespondenz funktionierten, muß man mit Trobisch auch die Tatsache sehen, daß die überlieferte Endgestalt der Paulusbriefe „Ergebnis einer Redaktion ist, die versucht hat, aus der unliterarischen Vorlage eine für die Öffentlichkeit geeignete Ausgabe zu schaffen“. Auf der Ebene der Redaktion wurden also in Paulusbriefen die gleichen Bearbeitungstechniken eingesetzt wie in den literarischen Briefsammlungen⁷³.

Unabhängig davon, inwieweit eine gegebenenfalls spätere Redaktion in den von Paulus stammenden Text eingriff, unterliegt es keinem Zweifel, daß mindestens einigermaßen auf Paulus selbst die künstlerisch-literarische Verfassung seiner Ideen zurückzuführen ist. Da Paulus mit seinen Schriften alle erreichen wollte und für die Griechen wie ein Grieche, für die Juden dagegen wie ein Jude (vgl. 1 Kor 9,21) sein wollte, greift er zu den besten literarischen Mustern (die er offensichtlich gut kennt) der beiden Kulturen, in denen er aufgewachsen ist, und bearbeitet sie je nach den Forderungen der zu übermittelnden Inhalte.

Paulus' Briefe stellen somit nicht nur eine beeindruckende, engagierte „familiäre“ Kommunikation zwischen ihm und seinen Adressaten dar, sondern sie sind auch als literarische Kunstwerke zu betrachten, insofern aus den Briefen die rhetorische Kunstfertig-

⁷³ Zur Redaktionstechniken der Briefsammlungen in der Antike vgl. D. Trobisch *Die Entstehung der Paulusbriefsammlung*, S. 97. Anschließend versucht Trobisch die Entstehungsgeschichte der Paulusbriefsammlung zu rekonstruieren.

keit des Autors durchscheint. Die Eigenart des paulinischen Schreibstils beruht dabei gerade darauf, daß er sich keinen rhetorischen Mustern verpflichtet fühlt und sich je nach Bedürfnis sowohl der dialektischen als auch der emotional-mitreibenden oder der freien, antiklassischen (sog. asianischen) Argumentationsweise bedient. In dem Sinne bleibt er immer noch dem antiken epistolographischen Kanon treu, denn nach dem Brieftheoretiker Demetrius seien im Brief starre formale Regeln der Dialektik völlig unerwünscht und man sollte sich eher der offenen epideiktischen Rhetorik zuwenden⁷⁴.

Paulus verfaßt seine Briefe in der damaligen Weltsprache, welche eindeutig die Umgangssprache Koiné in der hellenistischen Zeit ist. Paulus zeigt dabei „ein gutes, bisweilen gewähltes Vulgärgriechisch“⁷⁵. Er weiß verschiedene Errungenschaften der griechischen Rhetorik zu schätzen und sie entsprechend seiner Ziele in seinen Diskurs zu integrieren. Mehrere Beweise dafür, daß Paulus mit der griechischen Rhetorik sowie mit Konventionen hellenistischer Epistolographie gut vertraut war, bringt seine Korintherkorrespondenz. Hier gebraucht er neben den direkten oder redewendungsartig paraphrasierten Zitaten der griechischen Klassiker (wie z.B. in 1 Kor 15,33) vor allem zahlreiche Metaphern, die auf die hellenistischen Lebensverhältnisse und Lebensbedingungen anspielen (Sport-, Rechts-, Militär- und Handelsmetaphern); er bedient sich der bei Stoikern beliebten triadischen Formel (z.B. „επι – δια – εν“ in Eph 4,6), der Alliteration (z.B. 2 Kor 6,3), des Oxymorons (z.B. 2 Kor 6,9 und 8,9b) und ähnlicher stilistischer Mittel; er nützt dabei gerne dialogische Stilfiguren (z.B. Scheinfragen und -antworten, die zu Stilelementen der popularphilosophischen Diatribe gehören) aus. Darüber hinaus schreibt er sowohl nach den Gesetzen der forensischen (v.a. im Galaterbrief, der auch eine Apologie in Briefform genannt wird), als auch der symbuleutischen (besonders im Philemon- und im Philipperbrief) sowie der epideiktischen (z. B. 1 Thessalonicher- und Römerbrief) Rhetorik. Im Prinzip wird jedoch Paulus nicht

⁷⁴ Vgl. Demetrius, *De elocutione*, S. 225.

⁷⁵ F. Blass, A. Debrunner *Grammatik des neutestamentlichen Griechisch*, Göttingen 1979, S. 19.

für einen (Schul-) Rhetoriker gehalten, sondern „für einen Autor, der zwar über rhetorische Kenntnisse und Fähigkeiten verfügt, der aber doch dem lebendigen Sprachvollzug mehr vertraut als den alten Regeln der Redekunst“⁷⁶.

Auch rein formal gesehen entsprechen Paulus' Briefe grundsätzlich dem antiken griechischen Briefformular. An der ersten Stelle werden in den Schriften Absender genannt, dann folgen die Adressaten und Grüße, an die sich ein Dankgebet anschließt. Briefhauptteil besteht bei Paulus charakteristischerweise aus zwei Teilen: einem doktrinellen und einem paränetischen. Zum Schluß kommen kurze, persönliche Mitteilungen sowie Schlußgrüße und Segenswünsche vor. Der Briefschluß wird von Paulus oft eigenhändig geschrieben, während den Rest Paulus einem Mitarbeiter diktieren soll.

Zugleich aber lassen sich auch manche formale und viele stilistische Einflüsse aus dem Judentum sowie rhetorische Figuren aus dem Alten Testament in den Paulusbriefen feststellen. Bereits die Zweiteilung der Briefe in Argumentation und Paränese wird von Berger 1984 für eine frühjüdischen Reden entsprechende Äußerungsform gehalten. Die jüdischen Einflüsse kommen weiter zum Ausdruck in zahlreichen Analogien (z.B. 1 Kor 9,7; Röm 3,24; Gal 3,15), in pleonastischen Ausdrücken (wie „von der Fülle erfüllt“, „von der Freude erfreut“), in mancher Verwendung von Antithesen (wie z.B. in 1 Kor 8,2), in parallelen Doppelausdrücken (wie in 1 Kor 9,27); im synonymen oder synthetischen Parallelismus (wie in 1 Kor 9,13 und 1 Kor 10,16ff.) sowie im antithetischen Parallelismus (z.B. 1 Kor 15,22 ff.; Röm 5,12) u.a.; der Parallelismus, das alttestamentliche Stilmittel par excellence, wurde auch in thematischer Struktur der Paulusbriefe festgestellt⁷⁷. Semitischer Herkunft sind außerdem die in den Briefen auftretenden nominalen Phraseolexeme (meistens gebraucht, um abstrakte Sachverhalte mit konkreten Termini auszudrücken), in denen das Attribut anstatt eines Adjektivs – wie es im klassischen Griechisch üblich wäre – ein Substantiv im Genetiv ist. Z.B.: „Söhne des Lichtes“; „Leib

⁷⁶ H. Probst, *Paulus und der Brief*, S. 42.

⁷⁷ Vgl. z.B. die Untersuchung von P. Wick, *Der Philipperbrief. Der formale Aufbau des Briefes als Schlüssel zum Verständnis seines Inhalts*, Stuttgart-Berlin-Köln 1994 zum Parallelismus im Aufbau des Philipperbriefes.

des Todes" (d.h. tödlicher Leib); „Mensch der Sünde"; „Lüste der Schande" (d.h. schändliche Lüste)⁷⁸.

Besonders auffällig sind die jüdischen Einflüsse in der paulinischen Auslegung des Alten Testaments. Ein Beispiel für die in der damaliger Schriftexegese beliebte typologische Interpretation stellt 1 Kor 10,1-13 dar. In 1 Kor 9,9f; 2 Kor 3,12-16 und vor allem in Gal 4,21-31 bedient sich Paulus der allegorischen (übrigens aus dem Hellenismus übernommenen) Interpretationsmethode, die Philon für die jüdische Exegese erarbeitet hat. Im Römerbrief führt der Apostel häufig seine hermeneutischen Ausführungen nach den Mustern durch, die typisch auch für die spätere rabbinische Exegese sind und als Hillel's Sieben-Regeln-Methode bezeichnet werden (z.B. die Regel *a minori ad maius* in Röm 5,15 oder *a maiori ad minus* in Röm 11,21; die Regel von der Konklusion *a pari* in Röm 4,3-8⁷⁹). Typisch jüdische Argumentationsweise ist auch die Häufung der biblischen Zitate, die gegebenenfalls durch ein Stichwort gedanklich verbunden werden (z.B. Röm 3,10-19; 15,9-112).

Die jüdische Kultur verfügte ihrerseits auch über eine eigene Tradition des Briefschreibens (vgl. z.B. 2 Sam 11,14-15; 1 Kön 21,8-10; Esr 4-5). Darunter fällt auch die frühjüdische „Tradition gemeindeleitender Briefe"⁸⁰. Die Tradition wurde von hellenistischen Juden fortgesetzt⁸¹, zu denen Stowers auch den Apostel Paulus zählt. Die hellenistischen Juden haben sich nach Stowers

⁷⁸ Solchen Konstruktionen begegnet man aber bereits im LXX-Griechisch. Da der Einfluß der Septuaginta auf Paulus keinem Zweifel unterliegt (dies beweisen v.a. zahlreiche wörtliche und unwörtliche LXX-Zitate in seinen Briefen), will T. Nägeli, *Der Wortschatz des Apostels Paulus*, Basel 1905, S. 74, im Paulus' Fall nicht von Semitismen oder Hebraismen, sondern eher von Septuagintismen sprechen. Blass/Debrunner nennen sie auch Übersetzungssemitismen und räumen ihnen eine Geläufigkeit auch im gesprochenen Jüden-griechisch ein.

⁷⁹ Zu weiteren Beispielen vgl. J. Bonsirven, *Exégèse rabbinique et exégèse paulinienne*, Paris 1938.

⁸⁰ Taatz stellt die Paulusbriefe in die Tradition der jüdischen Diasporabriefe. Die grundlegende Funktion dieser Briefe sieht die Autorin darin, die Einheit des jüdischen Volkes im Mutterland und in der Diaspora zu stärken und die Gemeinschaft des Kultes, des Glaubens und des Gebets zu fördern. Ebenso erkennt sie diese Funktion im Falle der Paulusbriefe, die auch der Sicherung der Einheit innerhalb christlicher Gemeinden sowie zwischen verschiedenen Gemeinden und nicht zuletzt zwischen ihnen und dem Apostel dienen.

⁸¹ Beispiele dafür vgl. in S.K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, S. 41. Zur Existenz einer hellenistisch beeinflussten frühjüdischen Brieftradition vgl. auch die Untersuchung von Taatz.

den griechisch-römischen formalen Briefschreibmustern angepaßt, aber sich immer noch eigener Danksagungs-, Fürbitte- und Segensformeln bedient. Paulus kennt offensichtlich die jüdisch-hellenistischen Briefschreibregeln – dies kann bei einem in Jerusalem ausgebildeten Schriftgelehrten ohne weiteres angenommen werden – doch er schöpft aus diesen Konventionen auf eine durchaus freie und kreative Art und Weise.

Seine innovatorische Verfahrensweise ist bereits am Beispiel der ansonsten festgelegten Gruß- und Schlußsegensformeln in verschiedenen Briefen zu sehen: Die geläufige hellenistische Grußformel („A an B Grüße“) erhält bei ihm einen religiösen Charakter und wird von ihm nicht selten mit zusätzlich eingefügten Informationen (etwa zu seinem Apostelamt), nicht zuletzt mit dem semitischen Friedenswunsch⁸² bereichert (vgl. z.B. Röm 1,1-7; Gal 1,1-5). Manche Forscher sehen darin auch deutliche Züge orientalischen Briefstils, in dem der Briefkopf ausgebaut und um persönlich (d.h. in direkter Rede) formulierte Wünsche (wie etwa in Dan 3,31) erweitert wird⁸³. Nach Stowers ist die von Paulus erbrachte Modifikation der hellenistischen Grußformel auf jeden Fall eine christlich-theologische Bearbeitung der Grüße und hat zur Entstehung einer christlichen Grußformel geführt. In der Grußformel wird zugleich eine neue Art der Beziehung zwischen dem Briefsender und seinen Empfängern hergestellt, indem sie sich nicht mehr auf die Grundlage sozialer Relationen, sondern auf die Basis religiöser Gemeinschaft stützt.

Ähnlich geht Paulus in der Danksagung vor, die auch ein genuines Merkmal hellenistischer Epistolographie ist⁸⁴. Sie wird bei Paulus wiederum ausgebaut und mit theologischem, nach dem Muster alttestamentlicher Gebete konzipiertem⁸⁵ Inhalt versehen (vgl. z.B. 1 Thess 1,2-31; 1 Kor 1,4-9; Röm 1,8-10), im Galaterbrief übrigens

⁸² Zur semitischen Herkunft des paulinischen εὐχήνη vgl. W.G. Doty, *Letters in Primitive Christianity*, S. 22. Anders erklärt die paulinischen Grüße Berger, der die gesamte kommunikative Situation, in der die Paulusbrieve funktionieren, analog der der frühjüdischen weisheitlich-apokalyptischen Literatur konzipiert. Berger's Erklärung nach entstammen die Grüße der alttestamentlichen und jüdischen Segenstradition.

⁸³ E. Lohse, *Paulus*, München 1996, S. 121, spricht bei Paulus sogar von der hellenisierten Gestalt des orientalischen Briefeingangs.

⁸⁴ Vgl. dazu S.K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, S. 21.

⁸⁵ U.a. P.T. O'Brien *Introductory Thanksgivings in the Letters of Paul*, Leiden 1977, schreibt den paulinischen Dankgebeten den typischen für die jüdische Religiosität eulogischen Charakter zu.

durch eine Erstaunensformel ersetzt (vgl. Gal 1,6). In der einleitenden Danksagung kommt manchmal bereits Ankündigung des Briefthemas vor. Noch im Schlußteil tritt bei Paulus die briefliche Konvention in einer ebenso veränderten, nach jüdischen Briefschreibemustern orientierten Form auf, indem die Schlußgrüße durch einen Schlußsegen ergänzt werden.

Alle oben angeführten Merkmale paulinischer Briefe würden für einen literarischen Charakter dieser Texte sprechen, selbst wenn sie keine fiktive Kommunikationssituation darstellen, sondern immer konkreten pragmatischen Zwecken dienen. Es ist jedoch ihre stilistische Ausarbeitung, die auf Schritt und Tritt von der gestalterischen Kraft des Autors zeugt und auf seine innovatorischen Fertigkeiten verweist, denn Paulus, obwohl er die formalen Strukturelemente des griechisch-römischen Briefes berücksichtigt und die zu jener Zeit geltenden konventionellen Briefeschreiberegeln beibehält, verleiht seinen Schriften einen hohen individuellen Charakter.

In der modernen Untersuchung des Stils paulinischer Briefe wird daher Paulus entweder als ein einzigartiger Autor angesehen, der sich einer besonderen Stilistik für die Erörterung seiner besonderen (einerseits im Alten Testament verwurzelten, zum anderen aber völlig neuen und universellen) Themen bedient (Thraede, Berger, Bickmann), oder man betrachtet Paulus als einen hellenistischen Autor, bei dem nur individuelle Abweichungen von Gedankenführungsmustern hellenistischer Rhetorik feststellbar sind (Doty, Stowers, White). Eher selten wird dagegen heutzutage die Hypothese vertreten, Paulus' Stil und Denken werden hauptsächlich durch sein Studium und seine Auslegung der Schrift bestimmt⁸⁶. Die genaueren Analysen einzelner Paulusbriefe haben im wesentlichen aufgezeigt, daß sich der Apostel verschiedener literarischer Traditionen und Argumentationsmuster bedient, und diese auf der strukturellen Ebene bewußt und konsequent dem antiken Grundsatz des *decorum* gemäß benutzt⁸⁷. Darin besteht die rhetorische Wirksamkeit seiner Briefe, die zusätzlich durch die Tatsache bestätigt wird,

⁸⁶ Vgl. hierzu E. Lohse, *Paulus*, S. 22.

⁸⁷ Dem Grundsatz nach sollte die vom Autor gebrauchte Rhetorik sowohl den betrachteten Themen als auch der Persönlichkeit des Autors angemessen sein und dies gelang Paulus vollkommen: sein Sprachstil voller Dynamik spiegelt getreu seine Individualität wieder, vgl. K. Obremski, *Biblia i antyk – od teorii starszeństwa do teorii wyższości*, in: *Biblia a kultura Europy*, Łódź 1992, S. 47.

daß seine Briefe keine nur private Geltung gefunden haben. Selbst die an Einzelpersonen gerichteten Schreiben des Apostels dienen der christlichen Evangeliumverkündigung und die in ihnen dargestellten Überlegungen haben eine allgemeine Gültigkeit für die christlichen Gemeinden erhalten. Und insofern die Briefe auch für alle Christengenerationen aktuell sind, ist ihnen nicht nur ein überpersonaler, sondern auch ein überzeitlicher Charakter zuzuschreiben.

Endlich erkennt man in Paulusbriefen auch die charakteristischen Merkmale eines dritten Briefmusters, welches der offizielle Brief darstellt. Ersichtlich ist das im von Paulus hergestellten offenen Kommunikationsrahmen, mit dem man in den ursprünglich an konkrete Gemeinden, letzten Endes aber an alle Christen gerichteten Briefen zu tun hat. Der offizielle Charakter paulinischer Briefe wird noch durch die Nennung Paulus' Mitarbeiter als weiterer Mitabsender unterstrichen, obschon diese in Briefen als Mitverfasser kaum erscheinen⁸⁸. Auf den offiziellen Charakter paulinischer Korrespondenz verweist außerdem der meistens von Paulus angegebene Aposteltitel. Dies war bereits in sog. philosophischen Briefen zu treffen, aber dann diente der Titel der Verbalisierung des sozialen Verhältnisses zwischen den Briefpartnern. In Paulusbriefen kann von einer solchen eindeutigen, sozial motivierten Unterscheidung zwischen dem Autor und den Briefempfängern keine Rede sein (Paulus wendet sich an seine Adressaten als an „Brüder“ und fühlt sich sogar einer von ihnen). Der Aposteltitel, und zwar Apostel Jesu Christi, ist von Paulus als die Legitimation seiner missionären Tätigkeit benutzt und soll lediglich seine autoritäre Schreibweise rechtfertigen. Selbst in paränetischen Teilen seiner Briefe, die am meisten den philosophischen Briefen ähneln (abgesehen von dem kollektiven Adressaten in den Paulusbriefen), beruft sich Paulus gewöhnlicherweise nicht auf seine Autorität, sondern auf die Autorität des „Herrn, Jesus Christus“ (vgl. z.B. 1 Thess 5,18; 1 Kor 1,10 und 11,1; 2 Kor 8,9; Röm 15,15-16; Phlm 8).

Mit den hier angeführten Beispielen mag gezeigt werden, daß man im Falle der paulinischen Briefe von einem neuen Diskurstypus sprechen kann. Paulus hat nämlich mit seinen Schriften viele der bisher als verbindliche Regeln brieflicher Kommunikation geltenden Konventionen verändert, manche vernachlässigt oder auch

⁸⁸ Paulus redet meistens in der 1. Person Singular; die an einigen Stellen benutzte Pluralform taucht nur als Stilmittel auf.

aufgelöst, indem er zum einen Elemente von zwei verschiedenen Briefschreibtraditionen (der jüdisch-hellenistischen und der griechisch-römischen), zum anderen verschiedene Briefarten (Privatbrief, offener Brief und Kunstbrief) für seine Kommunikationszwecke miteinander verbunden hat.

Um die paulinischen Briefe auch in dieser wichtigen funktional-kommunikativen Rolle verstehen zu können, ist eine pragmatische Umorientierung in ihrer Analyse unentbehrlich. Diese impliziert zwar bei der Beschreibung der Paulusbriefe weniger eine textinterne Analyse der Schriften, sondern vielmehr die Berücksichtigung situativer Faktoren der jeweiligen Kommunikation, doch es muß zugleich eingesehen werden, daß sich die kommunikative Situation der paulinischen Korrespondenz größtenteils erst aufgrund der Rückschlüsse aus der Argumentation des Apostels und selten aufgrund anderer Quellen (etwa andere neutestamentliche Texte oder archäologische Befunde) rekonstruieren läßt. Zu beachten ist dabei einerseits der kulturelle Kontext der griechisch-römischen Briefkommunikation; andererseits muß man auch die jüdische Schreibtradition mit einbeziehen und nicht zuletzt den universellen Charakter der christlichen Botschaft, die im Zentrum der Schreibtätigkeit des Paulus steht, berücksichtigen⁸⁹. Die paulinische Denk- und Schreibweise ist nämlich weder rein semitisch noch rein griechisch, sondern christlich und gegebenenfalls hellenistisch in dem Sinne, daß zur hellenistischen Kultur sowohl die griechisch-römischen als auch die semitisch-orientalischen Elemente beigetragen haben⁹⁰. Auch die von Paulus mitgeteilten Gedanken sind weder jüdisch noch griechisch, sondern durchaus christlich. Um diese zu vermitteln, hat Paulus mit seinen Briefen den neuen, eigenen Diskurstypus entwickelt, allerdings aufgrund bestehender

⁸⁹ Diese kommunikationstheoretische Perspektive ist mit der handlungstheoretischer nicht gleichzusetzen. Hier geht es in erster Linie um eine Kontextualisierung der sprachlichen Kommunikationsformen zwecks der Erfassung ihres Vermittlungspotentials, und nicht um Handlungen, die dadurch zustandekommen.

⁹⁰ Die Hellenisierung des Orients war nicht allein auf die Assimilation der Griechischen Kultur ausgerichtet, sondern sie setzte sich Jahrhunderte lang als eine allmähliche Verbindung verschiedener regionaler Kulturen mit der griechischen durch. Daran hat auch die römische Herrschaft wenig geändert. Manche Forscher sehen Anzeichen des antretenden Hellenismus bereits in der persischen Periode und ihre zivilisatorische Weiterwirkung bis zur arabischen Eroberung im 7. Jh. n.Chr., also weit über die historisch angenommene hellenistische Periode (3.-1. Jh. v.Chr.) hinaus.

jüdischer und griechischer Muster⁹¹. Denn nur auf diese Weise konnten seine Schriften ihre kommunikative Wirkungskraft bewahren, indem sie die neuen christlichen Ideen mit bereits bekannten Ausdrucksweisen vermittelten.

Literatur⁹²

K. Berger, *Hellenistische Gattungen im Neuen Testament*. in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Bd. 25.2, Berlin, New York 1984.

J. Bickmann, *Kommunikation gegen den Tod. Studien zur paulinischen Briefpragmatik am Beispiel des Ersten Thessalonicherbriefes*, Würzburg 1998.

F. Blass, A. Debrunner, *Grammatik des neutestamentlichen Griechisch*, Göttingen 1979.

G. Bornkamm, *Paulus*, Berlin 1977.

M. Bünker, *Briefformular und rhetorische Disposition im 1. Korintherbrief*, Göttingen 1983.

G. Dellling, *Die Begegnung zwischen Hellenismus und Judentum*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Bd. 20.1, Berlin-New York 1987.

Demetrius: *De elocutione libellus*, Stuttgart 1967 (Nachdruck).

W.G. Doty, *Letters in Primitive Christianity*, Philadelphia 1983.

F. Exler, *The Form of the Ancient Greek Letter of the Epistolary Papyri. A Study in Greek Epistolography*, Washington 1923.

⁹¹ Dies scheint auch Berger anerkannt zu haben, indem er diesen Diskurstypus als „schriftliche christliche Rede“, K. Berger, *Hellenistische Gattungen im Neuen Testament*, S. 1335, klassifiziert, und speziell in Bezug auf die frühchristlichen Briefe, darunter die Paulusbriefe, den Terminus „apostolische Rede“ verwendet. Berger führt aber die diskursive Neuheit der Briefe nicht auf die besondere, den Schriften eigene Verbindungsweise von Elementen verschiedener Briefschreibtraditionen zurück, sondern auf die Verwendung verschiedener hellenistischer und alttestamentlich-jüdischer Literaturgattungen im Rahmen der Briefform durch frühchristliche Autoren. Daher interpretiert Berger jegliche Affinität der Paulusbriefe zum griechischen Brief als lediglich situationsbedingte Anpassung der „christlichen Rede“ an die Besonderheiten der paulinischen Missionstätigkeit oder möglicherweise als Ausdruck der „mannigfachen Züge des hellenistischen Synkretismus, denen das frühe Christentum ausgesetzt ist“. Seine methodologische Vorgehensweise rechtfertigt Berger dabei nur damit, daß „man die Anlehnung des Paulus an Privatbriefe auf einer vorausgesetzten Basis im Sinne schriftlicher apostolischer Rede leichter erklären kann als die Abweichung der meisten übrigen frühchristlichen Briefe (...) von einem ursprünglich privatbrieflichen Konzept“.

⁹² Eine Auswahl. Weitere Literaturhinweise sind in Fußnoten angegeben worden.

- J.F. Hamers, M.H.A. Blanc, *Bilinguality and Bilingualism*, Cambridge 1989.
- M. Hengel, *Judentum und Hellenismus*, Tübingen 1969.
- M. Hengel, *Der vorchristliche Paulus*, in: *Paulus und das antike Judentum*, Tübingen 1991.
- H. Koskenniemi, *Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr.*, Helsinki 1956.
- H. Lausberg, *Handbuch der literarischen Rhetorik*, Bd. 1-2, München 1960.
- E. Lohse, *Paulus*, München 1996.
- J. Maier, *Zwischen den Testamenten: Geschichte und Religion in der Zeit des zweiten Tempels*, Würzburg 1990.
- A.J. Malherbe, *Ancient Epistolary Theorists*, Atlanta 1988.
- T. Nägeli, *Der Wortschatz des Apostels Paulus*, Basel 1905.
- A. Neubert, *Diskurs über den Diskurs. Neue Denkanstöße in der Sprachwissenschaft oder zur Gegenstandbestimmung in der Linguistik*, Berlin 1984.
- K.W. Niebuhr, *Heidenapostel aus Israel. Die jüdische Identität des Paulus nach ihrer Darstellung in seinen Briefen*, Tübingen 1992.
- K. Obremski, *Biblia i antyk – od teorii starszeństwa do teorii wyższości*, in: *Biblia a kultura Europy*, Bd. II, Łódź 1992.
- P.T. O'Brien, *Introductory Thanksgivings in the Letters of Paul*, Leiden 1977.
- H. Probst, *Paulus und der Brief*, Tübingen 1991.
- E.R. Richards, *The Secretary in the Letters of Paul*, Tübingen 1991.
- H.B. Rosén, *Die Sprachsituation im römischen Palästina*, in: *Die Sprachen im Römischen Reich der Kaiserzeit*, Köln-Bonn 1980.
- R. Schmitt, *Die Sprachverhältnisse in den östlichen Provinzen des Römischen Reiches*, in: *Aufstieg und Niedergang der Römischen Welt II*, Bd. 29.2, Berlin-New York 1983.
- J.N. Sevenster, *Do you know Greek? How much Greek could the first Jewish Christian have known?* Leiden 1968.
- J.A. Soggin, *Bilinguismo o trilinguismo nell'ebraismo post-esilico: il caso dell'aramaico e del greco*, in: *Il bilinguismo degli antichi: XVIII giornate filologiche genovesi*, Genova 1991.
- S.K. Stowers, *Letter Writing in Greco-Roman Antiquity*, Philadelphia 1986.

K. Thraede, *Einheit – Gegenwart – Gespräch. Zur Christianisierung antiker Briefftopoi*, Bonn 1968.

K. Treu, *Die Bedeutung des Griechischen für die Juden im Römischen Reich*, Kairos 15 (1973).

D. Trobisch, *Die Entstehung der Paulusbriefsammlung. Studien zu den Anfängen christlicher Publizistik*, Göttingen 1989.

U. Weinreich, *Languages in Contact*, The Hague 1963.

P. Wendland, *Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum*, Tübingen 1912.

J.L. White, *Light from Ancient Letters*, Philadelphia 1986.

Dorota TOPCZEWSKA